

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Kleine Mitteilungen.

die Gewinnung der östlichen Teile bis Wusterhausen-Mittenwalde, endlich die antimagdeburgische Okkupierung und Befestigung der Insel des Ländchens Trebbin.

Es sei mir gestattet, zusammenfassend zu sagen: die halb oder ganz vergessenen Grenzlinien der Dosse, der Temnitz, des Rhin, der Finow, der Nuthe, der Notte, der Beeke, der Malsow, der Wublitz und die Befestigungen der Mark reden eine so deutliche Sprache, dass sie im Verein mit den zeitgenössischen Berichten und urkundlichen Äusserungen uns ein Bild von dem Werden des Brandenburgischen Staates geben, welches weit abweicht von dem Bericht der märkischen Fürstengeschichte. Nicht durch die ewigen Wiederholungen der ungenauen und irrigen Behauptungen dieser Geschichtsquelle, sondern durch ein gründliches Studium der Topographie und durch Deutung der märkischen Befestigungen wird es gelingen, die Lücken der historischen Überlieferung annähernd auszufüllen, und so ein Verständnis des Bodens, auf dem wir stehen, endlich zu gewinnen.

XVIII. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Rathauskeller.

Kleine Mitteilungen.

Zum Totschlag bei Wildenbruch (b. Königsberg i. N.) Den Mitteilungen über diesen Totschlag erlaube ich mir noch hinzuzufügen, dass die Volkssitte hier verlangt, dass dürre Zweige auf den Haufen geworfen werden. Es scheint mir die Betonung dieser Forderung bedeutsam zu sein und zwar deswegen, weil sie auf die Feuerbestattung in der Vorzeit hinweisen könnte. Die Haufen selbst bestehen ja natürlich immer aus trockenem Reisig; neu ist mir die Forderung, dass die Zweige von vornherein trocken sein müssen.

Auch erinnere ich mich, wiederholt gehört zu haben, dass „tote Männer“ angezündet werden; so soll z. B. der Grimnitzer Judentotschlag mehrmals niedergebrannt sein. Die starke Kiefer, welche daneben stand und die durch ein Kreuz in der Rinde gekennzeichnet war, soll dabei zu Grunde gegangen sein. Eigenartig ist in diesem Falle auch der Brauch, dass man Wachholderzweige benutzt, obwohl sich dieselben weit schwerer abbrechen lassen wie die Zweige der Kiefer. Die Leichen wurden ja wohl zuweilen auch mit bestimmten Hölzern verbrannt.

O. Monke.

Warum der Sommer 1902 so nass und kalt war. Die Ursachen des Regenreichtums und der Sommerkälte des Jahres 1902 führt Arthur Stentzel auf kosmische Einwirkungen zurück. Die fortdauernden Niederschläge und die niedrige Temperatur herrschen in diesem Jahre nämlich

durchaus nicht nur über dem europäischen Festlande, sondern bilden auch die Charakteristik der Witterungsverhältnisse des bei weitem grössten Teiles des nördlichen atlantischen Ozeans, dessen Golfstrom heuer eine merklich geringere Wärme besitzt als sonst, und dessen Polareismassen bei der diesjährigen Abschmelzung und Loslösung sich bis in weit niedrigere Breiten ausdehnen als gewöhnlich. Die Stärke und Feuchtigkeit der vom atlantischen Ozean ausgehenden, nach Nordwesten gerichteten Luftmassen ist aber die Folge einer erhöhten Wärmewirkung der Sonne. Der grosse Dampfkessel des atlantischen Ozeans wird um so heftiger sein Wasser verdampfen und die atmosphärische Dampfmaschine um so stärker in Tätigkeit setzen, je mehr er angeheizt wird. Untersucht man nun das grosse Feuer für diesen planetarischen Dampfkessel, die Sonne, so wird man sie gegenwärtig in intensiverer Glut finden als vor einigen Jahren. Zeigt sich nämlich die Sonnenoberfläche, die sogenannte Photosphäre, häufiger und in grösserer Ausdehnung mit dunklen Flecken bedeckt, so bedeutet das eine verminderte Wärmestrahlung der Sonne, denn diese Flecken sind eben durch geringere Wärme hervorgebrachte Verdichtungsstellen. Dagegen spricht nicht auch die Tatsache, dass die Fleckengebiete selbst eine grössere Wärme ausstrahlen als die übrige Sonnenoberfläche, denn sie enthalten ja die aus grosser Tiefe, das heisst aus heisseren Schichten des Sonneninneren emporbrechenden Fackeln (lavaartige Ergüsse) und Protuberanzen (Flammeneruptionen). Das vermehrte Einsinken abgekühlter (schwererer) Massen der Oberfläche in tiefere Schichten bedingt dann durch die chemische Zersetzung in der erhöhten Temperatur der Tiefe Explosionen und Eruptionen, das heisst Fackel- und Protuberanzenbildung auf der Oberfläche, und diese veranlassen wiederum durch plötzliche Wärmeentziehung der benachbarten Teile der Photosphären die Fleckenbildung. Im Jahre 1900 wurde noch eine ziemlich bedeutende Fleckentätigkeit der Sonne beobachtet; vor allem zeichneten sich die Fleckenmassen, die vom 14.—27. Juli und vom 16.—28. Oktober 1900 sichtbar waren, durch besondere Ausdehnung aus. Geringer war die eruptive Tätigkeit der Sonne im Jahre 1901; nach Stentzels Beobachtungen passierten nämlich nur am 6. Januar, 9. Februar, 5. März, 25. Mai, 20. Juni und 19. November Flecken den mittleren Sonnenmeridian, und nur eine Gruppe fiel durch grosse Flächendehnung auf, nämlich die vom 19.—31. Mai 1901 sichtbare, die, aus zwei getrennten Massen bestehend, der nördlichen Fleckenzone angehörte. Machte sich hiernach schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1901 ein auffälliges Nachlassen der Fleckentätigkeit der Sonne geltend, so sank sie in diesem Jahre auf ein Minimum herab. Stentzel beobachtete an seinem Instrument bisher nur drei sehr kleine Flecken, die vom 2 bis 15. Januar auf der südlichen, vom 1.—13. März und vom 22. Mai bis 5. Juni 1902 auf der nördlichen Sonnenhälfte den Zug vom Ost- zum Westrande nahmen. Seitdem ist es ganz ruhig geworden auf der Sonne, kein Fleck trübte weiter ihre glänzende Oberfläche. Dem zufolge ist, wie gesagt, ihre allgemeine Wärmestrahlung jetzt grösser, was auch daraus hervorgeht, dass der Sonnenball zur Zeit des Fleckenminimums stets etwas grösser erscheint, sich gleichsam vor Wärme aufbläht. Die Fernwirkung dieser stärkeren Sonnenstrahlung ist es nun, die die atmosphärischen Verhältnisse so stark in

Mitleidenschaft zieht und uns einen so kalten und nassen Sommer bescheert hat. Leider dürfte danach auch für die nächsten Monate und den kommenden Winter nicht viel Gutes zu hoffen sein, falls nicht inzwischen die Zeit eines neuen Fleckenmaximums, die an und für sich erst für 1904 bevorsteht, plötzlich einsetzen sollte; doch das ist wenig wahrscheinlich.

B. T. Bl. 29. 8. 1902.

Feuerstein-Aberglaube. „Aus dem Vandalen-Ring.“ Eine junge Gutsbesitzer-Frau sagt: „Schäfer, ich habe gesehen, dass der Herr Senior (Pastor) in der Schublade allerlei Steine hielt, die man Feuersteine nennt. Diese habt ihr doch eurem Herrn aus der Erde geholt? — Das ist wohl möglich, antwortete Christian vorsichtig. — Könnt ihr auch mir einen solchen Stein schaffen? — Wozu wollt ihr den Stein gebrauchen, junge Frau? — Er soll nicht für uns, nur für einen Bekannten. Sie sagen, wenn man so etwas unter das Kopfkissen legt, dann erinnert man sich an allerlei, was man vergessen hat. — Das ist nicht wahr, solche Kraft ist nicht darin, versetzte der Schäfer, der selbst praktizierte, und nicht leiden konnte, dass andere mehr wussten, als er.

Mein Bekannter macht einmal grosses Wesen von diesen Steinen, und da will ich ihm behilflich sein; habt ihr also davon, so gebt her.

Der Schäfer brachte einen ziemlich grossen Stein hervor. Er hat sogar ein Loch, und ich will ihn mir selbst aufbewahren, sagte er, um ihn nicht umsonst herzugeben. Aber Bärbel liess sich die Ware nicht verteuern und nahm ihm den Stein aus der Hand. Ach was, an dem grauen Ding ist euch auch nichts gelegen, versetzte sie; wenn wir im Herbst schlachten, bringe ich euch etwas Besseres dagegen. Und sie trug den Stein in ihrem Korbe nach Hause.

(Spielt um 1812 in einem Dorf etwa bei Freistadt in Schlesien. G. Freitag: Die Ahnen. Aus einer kleinen Stadt. (Kap. 7.) — Auch in der Provinz Brandenburg bringt der Volksglaube mit dem Flint oder Feuerstein allerhand Zauberkraft in Verbindung.) E. Fr.

Der Schneider. Volktümliche Sprüche und Redensarten etc.

- a) Und wenn der Schneider reiten will
Und hat kein Pferd,
So setzt er sich auf'nen Ziegenbock und reit' verkehrt. (Berlin.)
- b) Und wenn der Schneider reiten will
Und hat kein Geld,
So nimmt er sich 'nen Ziegenbock
Und reitet durch die Welt. (Münsterland, Westfalen.)
- c) Und wenn der Schneider reiten will
Und hat kein Gaul,
So setzt er sich auf 'nen Ziegenböck
Und nimmt den Schwanz ins Maul. (Münsterland.)

„Schneiderseele“ hat man Respekt. Die Volkssage berichtet nicht nur, dass der tapfere Derfflinger in seiner Jugend ein Schneidergeselle gewesen sei; auch Grimm erzählt in seinem Märchen von einem Schneiderlein, der durch seinen Mut und seine Klugheit die Hand einer Königstochter gewann. Dieser Schneider führte sogar eine Geige bei sich, er ist nicht nur Handwerker, sondern auch Künstler, und noch heut spielt der Dorfschneider in der Mark häufig die Rolle eines Dorfmusikanten. Obgleich er oft bei Hochzeiten und Kindtaufen zum Tanz aufspielt, bleibt er doch stets ein nüchterner Mann; nie war ein Schneider ein Trunkenbold. Vielleicht hängt das zusammen mit seiner Neigung zu religiöser Schwärmerei. Doch hat er auch einen klaren Kopf, und gern vertraute man ihm zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Erziehung der Jugend an. So betrieb er denn häufig die Verwaltung einer Volksschule „im Nebenamt.“ Der Schneider ist trotz seiner Neigung zur Opposition ein guter Patriot wie z. B. der berühmte Schneider in Pensa, und mein eigener Grossvater ein ehrsamer Schneider und gleichzeitig Dorfschulmeister, stürzte, als ihn die Franzosen 1806 in der Gegend von Anklam zwingen wollten, ihnen Führerdienste zu leisten, absichtlich im rasendem Galopp vom Pferde, um sich lieber von den Hufen der Rosse zerstampfen zu lassen, als zum Vaterlandsfeinde zu werden.

Darum geniesst der Schneider im Dorfe auch allseitiges Vertrauen. Man wählt ihn sogar zum Vermittler in heiklen Angelegenheiten: er stiftet Ehen und man verhandelt durch ihn wegen der Mitgift. Zuweilen tritt er auch als Hochzeitsbitter auf.

In den Witzblättern, besonders in den „Fliegenden Blättern“ spielt der Brave selten eine lächerliche Rolle; meistens ist er der Gefürchtete, um welchen die Musensöhne gern einen möglichst grossen Bogen beschreiben.

O. Monke.

Über die Entstehung der Kirchenbücher verbreitet sich ein Aufsatz des Stolbergischen Archivars Dr. Jacobs im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine (fünfzigster Jahrgang 1902, S. 44 ff.). Jacobs verfolgt die Kirchenbücher bis in die vorchristliche Zeit zurück. Die altrömischen zu Zwecken der Besteuerung und Aushebung geführten Register der Eheschliessungen und Geburten sind für die in den ältesten Christengemeinden angelegten Verzeichnisse der Getauften, dann besonders auch der Blutzugeen, bis zu einem gewissen Grade vorbildlich gewesen. Mit der Völkerwanderung ist dann aber dieser Brauch verloren gegangen; das Mittelalter kennt nur die sogenannten Totenbücher (Nekrologien oder Obituarien), die aber nicht die verstorbenen Gemeindeglieder, sondern die Namen von geistlichen und solchen weltlichen Personen verzeichnen, die einer Kirche oder einem Kloster Zuwendungen gemacht, besonders Seelenmessen gestiftet hatten. Erst mit der Renaissance beginnt, wenigstens in den romanischen Ländern, eine eigentliche kirchliche Registerführung, die in der Provence seit Anfang des 14. Jahrhunderts, etwas später in Mittelfrankreich, dann auch in Nordfrankreich nachweisbar ist. Auch in Italien reichen Kirchenbücher bis ins 14. Jahrhundert zurück. Seit Anfang

des fünfzehnten werden solche auch in einigen Fällen bereits von den geistlichen Behörden zur Pflicht gemacht. Bei den germanischen Völkern stammen dagegen die Kirchenbücher erst aus der Reformationszeit. Unmittelbar nach dem Bruch mit Rom im Jahre 1538 befahl König Heinrich VIII. von England eine solche Registerführung; wie pünktlich dieser Befehl befolgt wurde, zeigt der Umstand, dass noch gegenwärtig über 800 englische Kirchenbücher vorliegen, die bis 1538 zurückreichen. In Deutschland vollzog sich die Entwicklung allmählicher, da ein derartiges Eingreifen einer solchen gewichtigen Stelle ausgeschlossen war. Durchweg aber gehen die evangelisierten Gebiete voran, in denen seit den dreissiger Jahren des 16. Jahrhunderts die Kirchenbücher aufkommen; im ganzen mögen aus dem Reformationszeitalter 200—300 deutsche Kirchenbücher noch vorliegen. Für die katholisch gebliebenen Landschaften wurde erst die Verfügung des Tridentiner Konzils über Anlegung von Kirchenbüchern massgebend; doch hat es noch etwa fünfzig Jahre gedauert, bis in den sämtlichen Bistümern mit den übrigen Konzilsdekreten auch diese Anordnung angenommen und befolgt wurde.

Küster und Kurfürst. Im „Telt. Kreisbl.“ (August 1902) finden wir folgendes Schreiben, das ein armseliger Winkelschulmeister in Lankwitz 1688 an den Grossen Kurfürsten richtete: „Herr Churfürst! Treue Dienste geben treuen Lohn; — sagt der Hauslehrer Sirach im 5. Kapitel. Euch thue ich zu wissen, dass der Küsterdienst zu Lankwitz jetzo ledig ist, und dass ich solchen Dienst wohl würdig bin, und wenn Ew. Grossmächtigkeiten meine Person sehen und singen hören sollten, würden Sie sagen, der Kerl ist bei meiner Seel mehr wert, als dass er ein Küster sein sollte. Dass der Hunds-fott unser Schulze mir Feind ist, das machet, dass meine Frau eben einen solchen roten Rock des Sonntags trägt, wie seine Frau und wenn ich den Dienst erst haben werde, so mir schon gewiss genug ist, so will ich meiner Frau noch einen bessern Rock machen lassen, als des Schulzen seine hat, es mag den Hunds-fott verdriessen oder nicht. Und wenn ich nur das Primarium kriegen soll, so muss es der Hunds-fott unser Schulze nicht wissen, sonst stösst ers wieder um. Ich verlasse mich ganz gewisse darauf und verbleibe Euer guter Freund solange ich lebe. Lankewitz, den 23. Januar 1688. Hans Junk.“ Der Grosse Kurfürst liess hierauf durch seinen Geheimschreiber folgendes Dekret ausfertigen: „Seine Churfürstliche Durchlaucht bewilligen hierauf dem Supplikanten 6 Dukaten und wenn er in derselben Sache richtig bestehen wird, so soll er den Dienst vor andern, ohne Einwendung des Schulzen haben. Potsdam, den 28. Januar 1688.“

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.